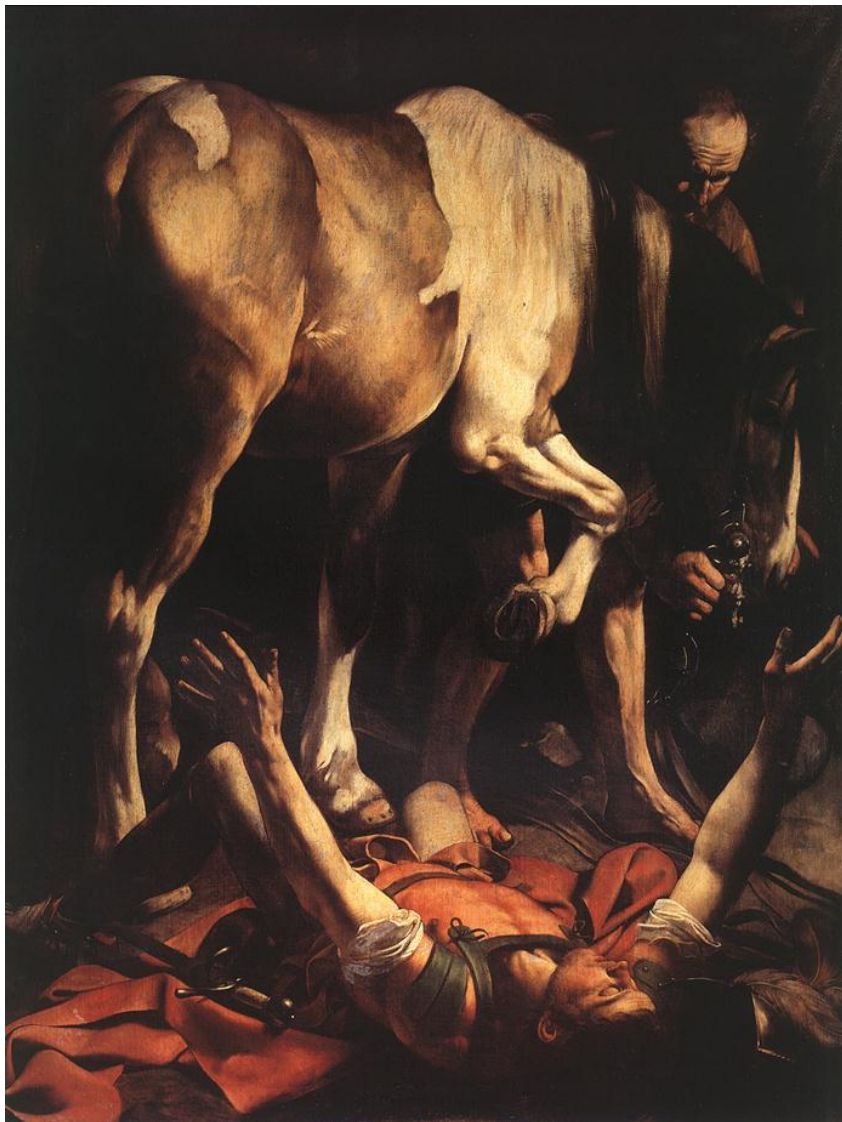


Predigt über Philipper 3,7-14

Was mir Gewinn war, das habe ich wegen des Christus für Verlust gehalten. Ja wirklich: ich halte alles für Verlust wegen der überragenden Erkenntnis des Christus Jesus, meines Herrn. Seinetwegen habe ich das alles verloren und halte es für Mist, um Christus zu gewinnen und in ihm gefunden zu werden, nicht dass ich habe meine Gerechtigkeit – die aus dem Gesetz –, sondern die durch die Treue des Christus, die Gerechtigkeit aus Gott, aufgrund der Treue, dass ich ihn erkenne und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden und gleichgestaltet werde seinem Tod, ob ich hingelange zur Auferstehung von den Toten. Nicht dass ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage dem aber nach, ob ich ergreifen könnte, weil ich selbst vom Christus Jesus ergriffen bin. Brüder, ich schätze mich nicht so ein, dass ich es schon ergriffen habe; eins aber: ich vergesse, was hinter mir ist, und strecke mich aus nach dem, was vor mir ist; ich jage dem Ziel nach, dem Kampfpfeil, der Berufung Gottes von oben im Christus Jesus.

Was zuerst auffällt, ist vielleicht das prominent ins Bild gestellte Pferd, genauer gesagt: dessen durch eine geschickte Lichtregie plastisch modelliertes Hinterteil, um einen noch drastischeren Ausdruck, der dem Maler zweifellos gefallen hätte, zu vermeiden. Im Vordergrund liegt auf



dem Rücken ein zu Boden gestürzter Mann mittleren Alters. Die leeren, erloschenen Augen weit aufgerissen scheint er gleichwohl das von irgendwo rechts oben einfallende Licht – übernatürliches, göttliches Licht? – mit ausgebreiteten Armen aufzufangen zu wollen, während ein älterer Knecht mühsam versucht, das nervöse, scheuende Reittier zu beruhigen. Mit der christlichen Ikonographie vertraute Betrachter haben es längst erkannt: Dargestellt ist hier die Bekehrung des späteren Apostels Paulus, das sogenannte Damaskuserlebnis. Der große Caravaggio, ein Hauptmeister des beginnenden Barocks und Magier des Chiaroscuro, der Helldunkel-Malerei, schuf dieses Bild 1601 für die Cerasi-Kapelle der Kirche S. Maria del Popolo an der

gleichnamigen römischen Piazza, die *Friedrich II.* übrigens als Vorbild für die repräsentative Umgestaltung des Gendarmenmarktes diente. Das großformatige Gemälde befindet sich noch heute an Ort und Stelle, ist allerdings mindestens die zweite Version dieses Themas von *Caravaggios* Hand; denn mindestens eine frühere war zuvor als zu anstößig abgelehnt worden – wie häufig bei *Caravaggio*, dem das jedoch niemals zum Schaden gereichte, weil seine zurückgewiesenen Bilder in den diskreten Kreisen des römischen Adels stets begeisterte Abnehmer fanden, die zudem ordentlich zahlten.

Das Damaskuserlebnis ist genauso sprichwörtlich geworden – jemand hat oder hatte sein Damaskuserlebnis, sagen wir – wie die Redewendung, dort sei Saulus zum Paulus geworden. Nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte ist Paulus (oder Saulus) als Abgesandter des Hohenpriesters auf dem Weg nach Damaskus, um Anhänger der Jesus-Bewegung festzunehmen und nach Jerusalem zu führen, als ihn plötzlich eine Lichterscheinung zu Boden wirft. Auch hört er eine Stimme, die die Stimme Jesu zu sein scheint. Mit Blindheit geschlagen wird er in die Stadt geführt, drei Tage kann er nicht sehen, isst nicht, trinkt nicht, bis Hananias ihm durch Handauflegung sein Augenlicht zurückgibt. Paulus lässt sich taufen, und wenig später wird er sich auf seine erste Missionsreise machen. Aus dem fanatischen Verfolger der ersten Christen ist ein, ja, ebenso fanatischer Missionar geworden, der das Christentum in die ganze damals bekannte Welt bringt. Das Damaskuserlebnis, das sich nicht unbedingt genau so abgespielt haben muss, wie es die Apostelgeschichte berichtet, beschreibt einen fundamentalen Wendepunkt im Leben des Völkerapostels, so viel ist richtig. Wer das aber so verstehen möchte, als habe der Apostel auf dem Wege vom Saulus zum Paulus auch sein Judentum abgelegt und sich von seinem Volk und dessen Erwählung distanziert, wie es die Kirche leider über Jahrhunderte gelehrt hat, der lese Römer 9 und sei eines besseren belehrt.

Paulus selbst beschreibt diesen fundamentalen Wendepunkt in seinem Leben, in seinem Denken, in seiner Theologie nicht als die Geschichte einer Vision oder Audition, sondern in theologischen Kategorien, eben so, wie wir es vorhin als Lesung aus dem Philipperbrief gehört haben. Ich rufe uns zwei Kernsätze in Erinnerung: *Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden erachtet. Um seinetwillen ist mir das alles ein Schaden geworden, und ich erachte es für Dreck, damit ich Christus gewinne und in ihm gefunden werde, dass ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz kommt, sondern die durch den Glauben an Christus kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird.* Was ist damit gemeint? Im Grunde geht es um die Frage, die *Martin Luther* anderthalb Jahrtausende nach Paulus mit gleicher Dringlichkeit und persönlicher Betroffenheit so formuliert hat: *Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?* *Luther* fand die Antwort in den Briefen des Apostels Paulus, hier im Philipperbrief, vor allem auch im Römerbrief und im Galaterbrief. Als *Rechtfertigungslehre* bildet sie den Kern seiner Theologie und den Kern der protestantischen Theologie überhaupt bis heute. In der Sprache unserer Zeit könnten wir sagen: Vor Gott bin ich mehr, als ich aus mir mache. Oder: In den Augen Gottes muss ich mich um mich selbst nicht verdient machen. Oder zugespitzt und vielleicht noch besser: In den Augen Gottes *kann* ich mich gar nicht um mich selbst verdient machen. Die römische Kirche sieht das bis heute anders: Vollkommener Ablass (!) wurde demjenigen auf Plakaten versprochen, der im „Heiligen Jahr“ 2000 auch nur einen Fuß in die Kapelle im Transitbereich des römischen Flughafens setzte.

Die Frage nach der Rechtfertigung war bis in die Neuzeit hinein eine existentielle Frage, um die, Gott sei es geklagt, sogar Kriege geführt worden sind. Wie gut, dass das vorbei ist. Aber irgendwie scheint sich auch die Frage als solche weitgehend verflüchtigt zu haben; von persönlicher Betroffenheit und Dringlichkeit wird man wohl kaum noch sprechen können. Die Frage nach dem gnädigen Gott scheint sich verflüchtigt zu haben, wie sich das antike und mittelalterliche Weltbild spätestens mit der Aufklärung verflüchtigt hat – und mit ihm die Vorstellung

eines personhaft gedachten Gottes, dem wir gegenüberstehen, jetzt im Glauben und dereinst im Schauen, von Angesicht zu Angesicht. Ist das so? Mir scheint, dass die Frage nach dem gnädigen Gott mit voller Wucht zurückgekehrt ist, allerdings in veränderter Gestalt: Niemals in der Geschichte war es so wichtig, so entscheidend, was ich aus mir mache, ob ich auch wirklich das Optimum aus mir heraushole, weil ich andernfalls ein hoffnungsloser Versager, ein Opfer, ein *Looser* bin, niemals war das so wichtig wie heute, in der spätkapitalistischen Gesellschaft. Wie erlösend ist es darum, wenn wir in Freundschaft, Liebe und Partnerschaft erfahren: Ich bin mehr, als ich aus mir mache. Ich muss mir die Liebe nicht verdienen. Ich *kann* sie mir gar nicht verdienen. Sie wird mir einfach geschenkt.

Amen.